



## »Vom puren Glück Sänger zu werden ...«

### Auf den Spuren von Jochen Kowalski

**A**pfelbäume stehen rechts und links der Straße, die sich durch das leicht gewellte Havelland zieht – wie malerisch ist es hier, wo uns die Wegweiser hinein in das Örtchen Wachow führen. Die Dorfkirche leuchtet ziegelfarben in der Sonne, dann macht die Straße einen Knick nach links, und ehe sie uns schon wieder aus dem Dörfchen hinausführen will, entdecken wir auf der linken Seite unser Ziel: die Fleischerei Kowalski.

Tatsächlich, der Mann, den wir besuchen wollen, stammt aus dieser Fleischerei. Er ist ein Star, einer, der es mit seiner Stimmbegabung an die bedeutendsten Opernhäuser der Welt geschafft hat – jahrelang war er an der Metropolitan Opera in New York engagiert, und in Berlin war er nicht nur Ensemble-Mitglied der Komischen Oper, sondern wurde auch mit dem Verdienstorden des Landes Berlin gekürt. Er kann Dinge mit seiner Stimme machen, die nicht einmal die großen Tenöre wie Plácido Domingo oder José Carreras beherrschen.

Statt sich in Starallüren zu ergehen und in Mailand oder New York Hof zu halten, ist er immer auf dem Boden geblieben, in gewisser Weise auf dem havelländischen Boden. Denn hierher, in seinen Heimatort, in das kleine Dorf Wachow, wo er als der jüngste von drei Fleischersöhnen geboren wurde, kommt er immer noch regelmäßig.

Er sei eben mit Havelwasser getauft, hat er uns schon am Telefon gesagt.

Als wir mit dem Wagen an der Fleischerei halten, steht er auch schon leibhaftig da, hat die Arme ausgebreitet, lacht ein fröhliches Lachen, das sein Gesicht unter dem gelockten Haar zum Strahlen bringt, und gleich in den ersten Worten ist seine ganz unverkennbare Sprachmelodie zu hören, ein heller, gutgelaunter, brandenburgisch gefärbter Singsang, durch den viel Humor hindurchklingt: »Herzlich willkommen in Wachow. Ich freu mich.«

Er reicht uns die Hand, und es ist immer noch kaum zu glauben, dass das sein Elternhaus ist, das kleine Ladengeschäft, auf dem »Fleischerei Kowalski« steht.

»Ick bin hier richtig im Schlafzimmer meiner Eltern geboren«, sagt er und unterstreicht das Ganze noch einmal mit seinem Dialekt. »An einem 30. Januar in den fünfziger Jahren. Det Jahr sag ick jetzt aber nicht.«

Vom ersten Moment an spüren wir, dass die Begegnung mit ihm etwas Besonderes ist. All der Respekt, den man vor einem großen Künstler hat, all die Bewunderung angesichts solch einer Weltkarriere – sie stellen bei ihm überhaupt keine Barriere dar. Jochen Kowalski hat eine so warmherzige, so nahbare Art, dass man sich von ihm sofort aufgenommen fühlt. Ob wir mal die Fleischerei anschauen können?

Kowalski nickt grinsend: »Ich bitte darum. Da gibt es immer was Gutes zu essen. Jetzt arbeiten hier mein Bruder und meine Schwägerin.«

Der Verkaufsraum duftet genauso, wie man es sich von einer guten Landfleischerei vorstellt. Würste und Fleischstücke leuchten in der Vitrine, aus der die Verkäuferin gerade für eine Kundin etwas herausnimmt. Man muss sich das mal vorstellen: Hätte Jochen Kowalski nicht sein außergewöhnliches Stimmtalent entdeckt, stünde er heute vielleicht selbst als Fleischer hinter dieser Theke.

Er führt uns durch die Hintertür hinaus in den Hof und ruft aus: »Meister, wir sind da. Reini!«



Ein stämmiger, mittelgroßer Mann kommt aus dem Hintergebäude, er trägt eine blaue Schürze und gelbe Gummistiefel und strahlt sofort eine freundliche Autorität aus, die keinen Zweifel daran lässt, dass er hier der Chef im Hause ist.

»Mein nächstältester Bruder«, stellt Jochen Kowalski seinen Bruder Reinhard vor, »der Fleischermeister.« Reinhard Kowalski schüttelt uns die Hand. Zum Glück hat Jochen Kowalski ihn vorbereitet, dass heute ein ganzes Kamerateam in seine Fleischerei einfällt, sonst wäre er wohl nicht so glücklich, dass wir ihn beim Räuchern stören. So öffnet er uns auf unseren Wunsch hin sofort den Räucherofen, der sich neben dem Eingang zum Schlachtraum befindet, und mit den Rauchschwaden schlägt uns ein deftiger Räucherduft entgegen.

»Das hier vorne ist Wildschwein und daneben Schweineschinken«, sagt der Fleischermeister stolz – oder richtiger: brummt er uns mit



Freude über sein Handwerk zu. Keine Frage, er ist niemand, der große Reden schwingt. Es gehört ja auch vor allem Tatkraft dazu, solch einen Beruf auf dem Land am Leben zu halten. Seine Kinder wollen die Fleischerei jedenfalls nicht fortführen.

»Ich bin der letzte der Mohikaner. Der Beruf stirbt aus wie die Dinosaurier.«

Er sagt das mit einem verschmitzten Lachen im Blick – so ist eben der Gang der Dinge. Kaum zu glauben, dass die beiden ungleichen Brüder hier, genau in diesem Hof, als Kinder herumgetollt sein müssen. War das nicht erstaunlich, als der Bruder dann irgendwann Sänger werden wollte?

»Na ja, klar«, lacht Reinhard Kowalski. »Im Dorf haben sie alle gesagt, der hat einen kleinen Vogel.« Jochen Kowalski wird rot, lacht herzlich mit.

»Wenn er mit dem Hund spazieren gegangen ist«, fährt der Bruder fort, »dann hat er immer gesungen. Und dann hat er ein altes Grammofon bei jemandem im Dorf gefunden – das hat er wieder in Gang gebracht – und hat hier immer die alten Platten gespielt.«

Jochen Kowalski nickt. »Das Grammofon habe ich hier ins Schlachthaus gestellt.«

Wie bitte? Hier ins Schlachthaus? Und er hat hier im Schlachtraum zwischen den Schweinehälften geübt?

»Nein, die hingen ja da nicht«, lacht er. »Am Wochenende war immer alles leer. Die Eltern waren meistens nicht zu Hause, und dann habe ich hier – wegen der Akustik – gesungen. Ich gehe da mal rein und mache eine Übung vor.«

Und schon ist er in dem Schlachtraum verschwunden, der jetzt auch leer ist, versichert Reinhard Kowalski, und wir hören, wie seine schmetternd hohe Stimme in ihrer ganzen Kraft und Schönheit von den glatten, weißgekachelten Wänden zurückschallt. Welch eine Stimmkraft – und das alles in Alt!

Tatsächlich hat Jochen Kowalski immer Wert darauf gelegt, dass er »Altist«, ein männlicher Alt ist – und kein Countertenor, wie seine Stimmlage im Volksmund bezeichnet wird. Er verwendet nicht die Falsetttechnik, sondern seine normale Stimme. Anfangs wurde er an der Hanns-Eisler-Hochschule für Musik als »ganz normaler« Tenor ausgebildet. Ob er es in dieser Stimmlage auch bis an die Weltspitze geschafft hätte? Vermutlich schon. Aber im letzten Studienjahr entdeckte einer seiner Lehrer seine außergewöhnliche und seltene Fähigkeit, eine Stimmlage höher zu singen. Der Durchbruch.

Er, der mit neunzehn zunächst Requisiteur an der Staatsoper Unter den Linden gelernt hatte, wurde mit Mitte zwanzig sofort als festes Ensemblemitglied an der Komischen Oper engagiert und von Harry Kupfer gefördert. Zu seinen Starrollen gehörten der Prinz Orlofsky in Strauß' »Fledermaus« oder der Orpheus in Glucks »Orfeo ed Euridice«. Anders als die meisten männlichen Alt-Sänger trat er nicht nur

in Werken der Alten Musik auf, sondern wendete sich früh auch der Salonmusik zu.

Eine Kostprobe davon gibt uns Jochen Kowalski auch sogleich im Schlachtraum. Er macht das alte Grammofon an, das er für unseren Besuch extra dort aufgestellt hat, und beginnt zu der Schallplatte, die darauf liegt, zu singen: »Kommt a Vogerl geflogen / setzt sich nieder auf mein Fuß. – Das ist der legendäre Tenor Richard Tauber, der da singt«, erklärt er zwischen den Strophen und singt dann aus voller Brust weiter. Man merkt, wie ihn das Singen mitreißt – wie es ihn bestimmt schon als Kind hier in diesem Raum glücklich gemacht hat.

»Ja, es war Glück, Glück pur«, bestätigt er. »Da kamen die ganzen Leute aus dem Umkreis, dann wurde Kuchen gebacken und Kaffee getrunken und natürlich geschnattert. Und die alten Frauen haben ihre ganzen Schellackplatten von vor dem ersten Weltkrieg mitgebracht. Caruso ... wer hätte gedacht, dass in so einem Dorf wie Wachow Hunderte von Caruso-Platten auf den Dachböden rumlagen.« Aber das war noch nicht alles, Jochen Kowalski trug seine Gesangslust auch gleich hinaus in die Welt. »Ich bin auch außerhalb des Dorfes mit den Hunden spazieren gegangen. Da habe ich gerne den ersten Akt Walküre gesungen, aber alle drei Partien, Siegmund, Sieglinde und Hunding. Mit drei verschiedenen Stimmen. Ich weiß nicht, wie das ging. Da haben sie gesagt, jetzt dreht er total durch.«

Das Leuchten, das auf Jochen Kowalskis Gesicht liegt, deutet an, dass die Entscheidung, Sänger zu werden, schon damals für ihn feststand – und dass er nicht nur in der Provinz auftreten wollte.

»Das wusste ich. Ich wusste, dass es nicht Potsdam oder Brandenburg oder Kyritz an der Knatter sein würde. Entweder richtig oder gar nicht. Mindestens Berlin.«

Und die Eltern? Was sagten die, als er, der Fleischersohn, Sänger werden wollte?

»Da hat mein Vater gesagt: Dann werde Sänger. Aber ein guter. Und meine Mutter genauso. Sie haben beide den ersten großen Tri-



umph noch erlebt, Gott sei Dank. Dafür bin ich eigentlich am dankbarsten.«

Dann breitet Jochen Kowalski die Arme aus und blickt entschuldigend auf die Uhr. Er hat gleich eine Probe in Nauen. Das Gute daran: Wir dürfen mitkommen, dürfen ein bisschen zuhören.

Gemeinsam fahren wir mit ihm durch die havelländische Landschaft, über Alleen, die durch Felder führen, vorbei an den großen Windrädern. Auch wenn er heute im Prenzlauer Berg in Berlin lebt – hierher, in die Landschaft seiner Kindheit, kommt er zwischen seinen Gastspielreisen immer wieder, um aufzutanken.

Als wir nach Nauen hineinfahren, entdecken wir allerdings ein Gebäude, auf das er sofort mit einem kleinen, gespielten Schrecken reagiert: seine alte Schule. Weil noch ein bisschen Zeit bis zu seiner Probe ist, kann er jetzt dem Drang nicht widerstehen, noch einmal



einen Blick in das Gebäude zu werfen. Heute heißt es Goethe-Gymnasium, früher »Erweiterte Goethe-Oberschule Nauen«. Tatsächlich, die Tür ist offen, wir schleichen uns in das weiße, geometrisch strenge Gebäude hinein, das 1916 vom bedeutenden Werkbund-Architekten Max Taut im Stil der Neuen Sachlichkeit erbaut wurde.

Jetzt, am Nachmittag, sind keine Schüler mehr da. Ein paar Treppen aufwärts, vorbei an diversen Schaukästen, geht es zur Aula. Jochen Kowalski drückt die Klinke der großen Tür – und schon stehen wir in einem großen, gelb getünchten Raum, der bei ihm sofort viele Erinnerungen weckt. Nicht nur, dass er gute Lehrer in Deutsch, Englisch und Musik hatte – da ist auch die Erinnerung an einige seiner ersten musikalischen Auftritte: »Wir haben hier viel schöne Konzerte veranstaltet. Das hat mir Spaß gemacht. Aber so richtig mit Liebe, wie das alle immer hören wollen, bin ich nicht in die Schule gegangen. Ich konnte

nie still sitzen. Ich gehe einfach nicht gerne in eine »Anstalt«. Schon diese Gebäude, diese Anstaltsgebäude ... Ich habe gerne Freiheit.«

Die größte Freiheit, das ist uns längst klar geworden, hat Jochen Kowalski immer in der Musik gefunden, im Gesang, in den außergewöhnlichen Möglichkeiten, die ihm seine Begabung gab. Deshalb ist es umso schöner, dass er uns dann wirklich noch mit zu seiner Probe nimmt. Bei dem Konzert, das er demnächst gibt, wird er wieder einmal etwas ganz Neues ausprobieren, etwas, womit er als Alt-Sänger Neuland betritt. Ein Liederabend mit russischen Romanzen und deutschen Volksliedern. Angestimmt in der größten Kirche von Nauen, St. Jacobi.

Hoch ragt sie zwischen den kleinen Straßen der Kreisstadt auf, die große schöne Backsteinkirche, deren Gründung bis ins frühe 13. Jahrhundert zurückgeht. Der rechteckige Turmunterbau ist sogar ein Überrest aus dem 12. Jahrhundert und diente einst als Wehrturm. Freilich ist von der mittelalterlichen Gestaltung der Kirche kaum mehr etwas übrig, da der Bau 1695 bei einem Brand zerstört wurde. Im spätgotischen Stil neu errichtet, ist die Kirche mit dem fünfundfünfzig Meter hohen Turm heute ein Wahrzeichen von Nauen.

An der Schautafel vor der Kirchentür steht ein Ehepaar, das gerade das Plakat mit der Konzertankündigung von Jochen Kowalski studiert. Als wir mit Jochen Kowalski höchstpersönlich an dem Mann und der Frau vorbeikommen, können sie es zunächst gar nicht glauben, dass wir tatsächlich mit ihm hier eine Konzertprobe filmen wollen. Sie sind doch extra hier, um Karten für das Konzert zu kaufen. Und dann kommt der Meister selbst einfach so vorbeigeschneit? Ob sie wohl – bitte, bitte – auch etwas zuhören dürfen?

Jochen Kowalski lacht über das ganze Gesicht und nickt. Überglücklich lässt das Ehepaar sich in einer hinteren Reihe des schlichten, weißen, stilvoll restaurierten Kirchenschiffes nieder. Wir gehen am Taufstein des Bildhauers und Baumeisters Johann Georg Glume vorbei, der nicht nur die Nauener Kirche schuf, sondern auch den

prächtigen Dom der Stadt Brandenburg und den Orgelprospekt der Berliner Marienkirche.

Vor dem barocken Altar, 1710 gestaltet, erwartet uns bereits ein junger Mann mit Gitarre. Es ist der deutsch-russische Gitarrist Vitalij Tatarinovic, mit dem Jochen Kowalski das Konzert einstudieren wird. Auch das hat der Sänger noch nie gemacht: Normalerweise tritt er zusammen mit einem Kammerorchester oder einer Swing-Band auf – diesmal wird er also nur von einer einzigen akustischen Gitarre begleitet. Jochen Kowalski »unplugged« sozusagen.

Die beiden Musiker holen die Noten des ersten Stücks, das sie proben wollen, hervor.

»Da haben wir was ganz Tolles. Ein Text von Puschkin. Eines der schönsten Liebesgedichte der Weltliteratur.«

Und schon hebt das Gitarrenvorspiel an, schon fängt Jochen Kowalski an zu singen, in seiner zarten und doch kräftigen Alt-Stimme, die herrlich den Kirchenraum von St. Jacobi ausfüllt.

Wir winken ihm zum Abschied zu, bedanken uns für die so herzliche, so persönliche Zeit mit diesem außergewöhnlichen Künstler und Menschen. Und lauschen genau wie das Ehepaar noch eine ganze Weile lang auf einer der hinteren Kirchenbänke dem wunderbaren Gesang.

*Norbert Kron*

